

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Christoph Maria Herbst
Ein Traum von einem Schiff

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Logbuch

1

Berlin, Dienstag, 22. Dezember 2009, 16.48 Uhr

Wolfgang Rademann will mich kennenlernen.

Der erfolgreichste Fernsehproduzent Deutschlands möchte ein finales Gespräch, bevor er mich eintütet.

Sitze im Berliner Hotel Kempinski, wo der Herr anscheinend Hof zu halten pflegt, und komme mir recht verloren vor in der rokokoesken Ecke an dem brennenden Kamin und in meinen abgewetzten Jeans auf der plüschigen Brokatchaiselongue.

Vielleicht ist das ja ... die Besetzungscouch!? Lasse meinen Blick über das Polster schweifen: Der Stoff ist weder fleckig noch durchgescheuert.

Aber in der Schweiz bin ich auch nicht gerade. Neutrales Gebiet sieht anders aus. So griff mich gleich beim Betreten der Lobby etwas Livriertes mit Kajalaugen ab und näselt mich an:

»Herr Rademann kommt jeden Moment. Wenn Sie dort drüben Platz nehmen wollen. Sie sind doch Markus Maria Herbst?«

»Ja, aber dann sind Sie Siegfried und Roy!«, konnte ich mir so grad eben noch verkneifen und nickte einfach nur. Dies allerdings dann doch verkniffen.

Unaufgefordert wurde mir gleich eine mehrstöckige Porzellanetagere mit einem bunten Strauß diverser Pralinen und Printen, mindestens elf Spritzgebäcksorten und hochglanzglasierter Marzipanwürfel zwischen Sofa und Kamin auf den marmornen Clubtisch gestellt, um mir im größten Wartezimmer der Welt die Zeit zu versüßen. Sauer stieß mir auf, warum ich überhaupt hier saß.

Hatte meine Agentur doch nicht zugesagt?

War das hier noch eine Art Casting?

Hätte ich rasch noch ein Gedicht auswendig gelernt haben sollen oder zumindest eine kleine Steppnummer einstudieren müssen?

Habe in Ermangelung irgendwelcher zeitvertreibender Frauenzeitschriften die oberste Ebene meiner persönlichen Zuckerpyramide schon weggeputzt. Wie kariöse Vorboten verlassen kleine säuerliche Wölkchen meinen Mund, die auch im Nachklang noch glasiert schmecken. Wenn ich so weitermache, wird mich Rademann in einer Stunde eh nicht mehr erkennen. Wenn er überhaupt weiß, wie Markus Maria Herbst aussieht. Er dürfte sich mit seinen knapp Hundert wohl kaum für *Stromberg* interessieren, eher fürchte ich einen Einlauf von ihm, da ich in den Neunzigern mal zwei Pornofilme synchronisiert habe. Vielleicht erwartet er von mir, dass ich mich, bevor das unbefleckte Traumschiff mich empfängt, öffentlich von meinem damaligen Gestöhne distanziere!? Vielleicht will er aber auch nur ein Autogramm auf genau diese beiden DVDs.

Das Einzige, was ich mir vorgenommen habe, ist, ihm noch blöder zu kommen, wenn er mir blöd kommt.

Bestimmt schiebt Mr. *Traumschiff* die präpotente Bugwelle des Erfolgsmenschen vor sich her und hat sich seinerseits vorgenommen, mir, dem Comedy-Leichtmatrosen, so lange auf die Füße zu treten, bis ich vor Dankbarkeit vor einem Fernsehwolf wie ihm, der mich wie eine Kartoffel mit bloßer Hand zerquetschen könnte, auf die Knie sinke.

Nichts dergleichen werde ich zulassen.

Im Gegenteil: Habe extra vor dem Spiegel einige überhebliche Gesichtsausdrücke geübt, die ihm vor Augen führen sollen, was ich wirklich über ein Unterhaltungsfossil wie ihn denke und wie wenig ich von seinem künstlerischen Ground Zero halte. Da kann er mit noch so vielen, fetten Zigarren im Mund auf dicke Hose machen, während er an seiner goldenen Uhr in seiner Weste spielt und imaginäre Fussel von seinem Nadelstreifen entfernt, kann er noch so sehr durch mich durchgucken, mich ignorieren oder von mir verlangen, dass ich seine handgenähten Luxusbudapester lecke. Nur weil er ein Quotengarantigigant ist und ich mit meiner kleinen Büroserie eher im Trüben des Marktanteils fische, braucht er noch lange nicht zu denken, er sei was Besseres. Wo sind denn alle *seine* Fernseh- und Grimmepreise? Nur weil die *Schwarzwaldklinik* selbst in ihrer Wiederholung noch mehr Zuschauer hat als *Wetten, dass ...?!* oder eine komplette Staffel meiner eigenen Serie, muss er nicht den-

ken, das sei ein Qualitätssiegel. Im Gegenteil. Im Laufe der Jahre habe ich es geschafft, mir erfolgreich einzureden, dass wenige Zuschauer Qualität bedeuten, und auch alle meine Therapeuten haben mir recht gegeben, dass es niemals gut sei, die breite Masse zu erreichen, es sei denn man wolle Unterschichtenfernsehen machen, Mob TV, Hartz-IV-Bespaßung.

Nee, Nee, mein Lieber!! Ich fühl mich sauwohl mit meiner Handvoll zuschauender Studenten und Studienräte! Und vergiss nicht, *du* hast *mich* angerufen und du kannst froh sein, dass ich auf deinem komischen Albtraumschiff mal für ein bisschen Glanz Sorge neben diesen ganzen Volkshochschulschauspielern.

Ich brauch dich nicht!

Ich kann auch ohne dich!

Viiieel besser kann ich sogar ohne dich, und wenn du denkst ... –

»Christoph, jrüß dich, ick bin der Wolfgang. Entschuldije die Vaspätung, aber ick hab dit einfach nich eher geschafft. Kommt nich wieda vor. Trinksse ooch 'n Biea?«

Ein unauffällig gekleideter Herr mit riesengroßen, jugendlich wirkenden Augen, sympathischem Lächeln und Plastiktüte über dem Handgelenk setzt sich zu mir.

»Ääääh ... ja, ja, sehr ... äh ... sehr gerne, Wolf ... äh ... Herr Rademann, aber nur, wenn ich Sie einladen darf?!«

»Dit is nett jemeint, aba ick wil ja wat von dia, und

da isset ja dit Mindeste, dat ick dich einlade, wa? Und
übrijens, ick bin der Wolfjang!«

Nickend ergebe ich mich kampflos diesem Charisma-
koloss, nicht ohne mich zu fragen, was es wohl mit die-
ser Markendiscountertasche auf sich hat. Bestimmt
sind da die Requisiten drin für die Szene, die ich ihm
jetzt vorspielen soll.

Wenn unsere hinduistischen Freunde recht haben und
es so etwas wie Seelenwanderung gibt, dann hat Wolf-
gang Rademann bereits im alten Rom im Forum
Romanum erfolgreich gebrauchte Streitwagen verkauft.
Dieser, wie ich erfahre, 75-jährige ältere Herr, ist der-
maßen überzeugend in allem, was er sagt, dermaßen
straight in allem, was er tut, und dermaßen unschul-
dig in allem, wie er denkt, dass er mir einen VW Käfer
aus den 70ern als Hybridwagen verkaufen könnte. Dar-
über hinaus ist er ein Bild von einem – Jungen, ein gro-
ßer Junge von graziler Wucht. Wenn er anfängt, aus sei-
nem Leben zu erzählen, funkeln seine Augen wie illumi-
nierte Kronleuchter, nur, dass er nicht, wie die meisten
alten Menschen, Gefangener der eigenen Vergangen-
heit ist; von früher erzählt er immer nur, um eine Brücke
ins Heute und die Zukunft zu schlagen, und spätestens
dann spricht er wie ein Kleinkind über Weihnachten.
Alles, was er noch vorhat, plant und sich wünscht, kann
unmöglich noch in dieses sein Leben passen und in die-
sem Moment wünsche ich mir, die Hindus *hätten* recht.

Wolfgang's Lieblingswörter sind »Knalla«, »Knüllla« und »Kracha«, und wenn er lacht, brennt die Luft. Es ist ein »Muahahahahahaha«, das aus seinem Mund platzt, gefolgt von einem »Pfffffffffffffffffffffff«, das er herstellt, indem er die Lippen so schürzt, als wolle er das grad gelegte Feuer noch anfachen.

Zu seiner Anzughose trägt er nicht das passende Jackett, sondern ein blaues Hemd, das den oberen Knopf nicht mehr zubekommt und es stattdessen vorzieht, den einen oder anderen Schatten eines Flecks vorzuweisen. Zunächst gehe ich davon aus, dass sie Abdrücke ehemaliger Spaghettispritzer oder Schweißperlen sind, komme aber schließlich zu der Erkenntnis, dass es sich dabei um getrockneten Speichel handelt, der ihm aus dem Mund läuft, wenn er abends, nach einem harten Tag der Akquisition von Schauspielern und der Inquisition von Redakteuren, auf seinem Ohrensessel mit ausklappbarer Fußbank einnickt. Im selben Augenblick entwickle ich Gefühle, die nur ein Enkel empfinden kann.

Unentwegt kritzelt er irgendwelche Hieroglyphen auf einen zerknitterten Block, den er in der Tasche seines vermeintlich bügelfreien Hemdes spazieren trägt, so, als wisse er gar nicht, wohin mit all seinen Ideen. Über seinem Handgelenk hängt die ganze Zeit, wie festgackert, die merkwürdig schlaffe Tüte eines Supermarktes, der sich auf No-Name-Produkte spezialisiert hat, und am liebsten möchte man ihm einen Euro geben. Von mir würde er sogar zwei kriegen, wenn ich nur erführe, was sich in der Tasche befindet.

Im Laufe des Gespräches meine ich zu erahnen, was er mit sich rumträgt. Es wird Knoblauch sein. Dieser Ilja Rogoff der deutschen Fernsehunterhaltung riecht nämlich so unglaublich nach Knofi, als habe er sich seinen eigenen müffelnden Jungbrunnen mitten in Charlottenburg gebohrt; ganz sicher hat er das dünnste Blut der Welt und Viren haben keine Chance bei ihm, es sei denn, sie tragen mittlerweile Sauerstoffmasken. Das macht ihn mir leider nur noch sympathischer, bin doch auch ich, solange ich denken kann, zur Freude meiner Umwelt ein großer Freund dieser Knolle zermürendster Ausdünstung.

»Wolfi riecht nach Knofi! Wolfi riecht nach Knofi!«, höre ich gedankenverloren das Echo, während ich das kleine Rademännlein im zarten Alter von sechs Jahren vor mir sehe, mit blauem Hemd, vollgekritzelttem Schiefertäfelchen und Plastebeutel in einer Ecke seines Schulhofs stehend, und seine komplette Klasse richtet den Zeigefinger auf ihn.

»Samma, die Biere müssen die noch brauen oder ßu wat sind wir hier jebeten, am besten ick koof den janzen Laden und mach ne Wurstbude draus, dit is doch nich möglich, bis die wat bringen, bin ick in der Sahara ja ersoffen ... Muahahahahahaha ... Pfffffffffffffffffffft!«

Ähnlich schnell wie sein Blut fließt auch seine Rede, die sich kaum stoppen lässt; wenn man es aber dennoch schafft, in eine seiner wenigen Atempausen zu grätschen – allem Anschein nach hat er an der Stelle, wo

handelsübliche Menschen Lungenflügel haben, Windmaschinen, die grad Gedachtes im selben Moment als formulierte Sätze einfach rausblasen –, ist er ein aufmerksamer und aufgeschlossener Zuhörer.

Am Ende unseres monologischen Dialogs lüftet er ungefragt das Tütengeheimnis. Seine untertassengroßen Augen verengen sich für einen winzigen Moment zu Schlitzern, als er, ohne hinzugucken, eine Hand nestelnd in die Tasche steckt. Dabei behält er mich, wie ein Löwe die Gazelle, konzentriert im Blick, und ich meine, mehr als nur *einen* Schalk in seinem Nacken zu entdecken.

Was wird seine Hand hervorholen?

Eine Familienpackung hochdosierten Knoblauchs in Gelatinekapseln gepresst?

Den Schlüssel eines Gebrauchtwagens?

Oder einen weiteren Rademann, an dem eine weitere Tüte baumelt?

Eh ich mich's verseh, drückt er mir eine Kladde in die Hand, und ich bin mir sicher, dass es sich dabei um das Drehbuch handelt. Als ich sie öffne, fallen mir zehn Din-A4-Seiten mit Farblaserfotokopien in den Schoß: die schönsten Ziele der anstehenden Reise inklusive Bilder des unfassbaren Luxusresorts auf Bora Bora.

Dieser gerissene Hund!

Er weiß genau, warum ich hier sitze.

Genüsslich bekommt er mit, wie meine Augen trocken werden, da meine Lider vor lauter Reizüberflutung vergessen, sich zwischendurch für die Wässerung

mal zu schließen, und schiebt, erst kurz bevor sie drohen, auf den Tisch zu kullern, das dünne Drehbuch hinterher.

Eine perfekte Übergabedramaturgie.

Das Buch fühlt sich dünner an als die vorherige Kladde. Auf jeden Fall aber ist es nicht so bunt und garantiert werde ich es weniger interessant finden als die Bilder.

Elf Bier später möchte ich ein Kind von ihm, beiß mir kurz vorher aber noch auf die Zunge. Irgendwann setzen sich dann doch meine Beck's durch, und ich hör sie sagen:

»Wolf ... hicks! ... Wolfgang Radeber ... äh ... Rade-
mann! Genaussso hab ich mir ddich vorge ... hicks! ...
vorgestellt: bescheiden und zurückhaltend, mit einem
Wort, genauso knallaknüllakracha, wie ich deine Fi ...
hicks! ... Filme und Serien finde, und es wird mir eine
Ehre ssein, auf deinem Fuck ... hicks! ... auf deinem
Flaggschiff mitfahren zu dürfn!«

Kaum ist der Satz gelallt verhallt, zeigt mir mein Gegenüber alle seine 32 Zähne, die er komplett oben zu tragen scheint, und verabschiedet sich mit einem überglücklichen:

»Mein Junge, ick freu mia. Willkommen an Bord!«

Und urplötzlich wird mir klar, dass *ich* der Caster war und nicht *er*, dass er für sich und seine Serie die Werbetrömmel gerührt hat, um mich zu überzeugen.

Gerührt und davon überzeugt, vor etwas ganz Großem zu stehen, ziehe ich mein Handy aus der Jackentasche und smse meiner Agentin:

der beelze ist gar kein bub, sondern ein mann und der heißt rade, und dem habe ich grad meine seele verkauft und weißt du womit? mit recht! dein dr. faust

Als ich auch drei Stunden nach Absenden noch keine Reaktion erhalten habe, google ich vorsorglich nach neuen Schauspieleragenturen.